

Hannes D. Galter und Wolfgang J. Pietsch (Hg.)

**SCHLOSS HAINFELD UND
JOSEPH VON HAMMER-PURGSTALL**

GRAZER MORGENLÄNDISCHE STUDIEN

Begründet von Hannes D. Galter und Bernhard Scholz

Herausgegeben von Hannes D. Galter und Johannes Gießauf

Band 8

Schloss Hainfeld und Joseph von Hammer-Purgstall

- Band 1: Hannes D. Galter (Hg.), Kulturkontakte und ihre Bedeutung in Geschichte und Gegenwart des Orients. 1986
- Band 2: Bernhard Scholz (Hg.), Der orientalische Mensch und seine Beziehung zur Umwelt. 1989
- Band 3: Hannes D. Galter (Hg.), Die Rolle der Astronomie in den Kulturen Mesopotamiens. 1993
- Band 4: Hannes D. Galter (Hg.), Troia. Mythen und Archäologie. 1997
- Band 5: Johannes Gießauf (Hg.), Die Mongolei. Aspekte ihrer Geschichte und Kultur. 2001
- Band 6: Nima Mina, Anmerkungen zu Joseph von Hammer-Purgstalls Hafis-Übersetzungen. 2007
- Band 7: Johannes Gießauf und Johannes Steiner (Hg.), „Gebieten über die Völker in den Filzwandzelten.“ Steppenimperien von Attila bis Tschinggis Khan. 2009

Grazer Morgenländische Studien 8

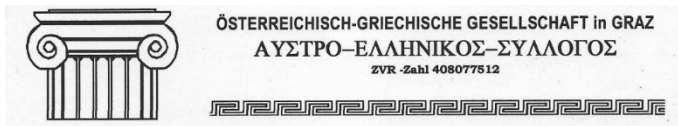
Schloss Hainfeld und Joseph von Hammer-Purgstall



Herausgegeben von
Hannes D. Galter und Wolfgang J. Pietsch

Graz, 2022

Uni-Press Graz



2. durchgesehene und verbesserte Auflage 2024

Covergestaltung: Gerhard Gauster

Satz: Hannes D. Galter, Paul Klingenberg

Druck von Servicebetrieb ÖH-Uni Graz GmbH

Der Inhalt der Beiträge sowie die Beschaffung der Abbildungen liegen in der Verantwortung der AutorInnen/Herausgeber.

ISBN 978-3-903484-14-6

eISBN 978-3-903484-15-3

www.unipress-graz.at

© 2022 Uni-Press Graz Verlag GmbH

Kein Teil des Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form verarbeitet, reproduziert oder zur Verfügung gestellt werden. Alle Rechte vorbehalten.

up Uni-Press
Verlag

Vorwort

Habent sua fata libelli. Dieses auf den antiken Grammatiker Terentianus Maurus zurückgehende Verszitat wurde und wird auf unterschiedlichste Weise interpretiert. Umberto Eco hat den Satz im streng wörtlichen Sinn verstanden: Bücher haben ihre ganz eigenen Schicksale, die sie mit den mit ihnen verbundenen Personen teilen. Dies gilt in besonderem Maße auch für dieses Buch. Die Autoren haben sich auf unterschiedliche Art und Weise seit langer Zeit mit Phänomenen rund um Schloss Hainfeld und um die Person Joseph von Hammer-Purgstall beschäftigt, nur um schließlich zusammenzufinden und ihre Ergebnisse gemeinsam zu präsentieren.

Hannes D. Galter stieß bereits in den 80ern bei der Aufarbeitung der Geschichte der Grazer Orientalistik auf den gebürtigen Grazer Hammer-Purgstall und machte ihn seit 2008 zum Thema einer Reihe von Ausstellungen und Publikationen. Wolfgang J. Pietsch, ein geborener Feldbacher, hatte immer schon ein Interesse an Schloss Hainfeld und seiner Geschichte. Seit 2014 engagiert er sich für die Errichtung eines Joseph von Hammer-Purgstall-Gedächtnisweges. Der Autoren Wege kreuzten sich bei mehreren einschlägigen Veranstaltungen, und mit der Zeit entstand eine fruchtbare Zusammenarbeit bei Ausstellungsprojekten im Goethe-Haus in Frankfurt am Main („Brücken bauen. Joseph von Hammer-Purgstall zwischen Hafis und Goethe“, 29. März – 11. Juni 2019) und in der Kunsthalle Feldbach („Hammer – Der Brückenbauer von Hainfeld“, 6. März – 5. Juli 2020). Beide Ausstellungen, wie auch schon die *regionale08* in Hainfeld selbst, sollten den Boden bereiten für ein vertieftes, auch allgemeineres und öffentliches Interesse an Hammer-Purgstall und seinem Schloss.

Im Laufe dieser Kooperation wurde auch die Idee zum vorliegenden Buch geboren und umgesetzt. Der bekannte Grazer Anglist Franz-Karl Stanzel, der sich schon seit langem mit dem Bild der Steiermark und ihrer Bewohner in der englischsprachigen Literatur beschäftigt, kam erst relativ spät als Autor hinzu, ist aber umso willkommener. Die vorliegenden Beiträge spiegeln somit in ihrem Umfang und in ihrer Breite Forschungsarbeiten zumindest der letzten zehn Jahre wider.

Ein Projekt wie dieses ist ohne die Unterstützung und Hilfe zahlreicher Personen und Institutionen nicht umsetzbar. Unser aufrichtiger Dank gilt Johannes Gießauf, dem Mitherausgeber der Grazer Morgenländischen Studien für die Aufnahme des Werks in die Reihe und für den Kontakt zum UniPress-Verlag, weiters

VORWORT

und in besonderem Maße der Grazer Morgenländischen Gesellschaft, der Iranisch-Österreichischen Kulturinitiative, der Österreichisch-Griechischen Gesellschaft in Graz und Franz-Karl Stanzel für ihre finanzielle Unterstützung der Publikation. Der seinerzeitigen Schlossbesitzerin Annabella Dietz sowie den heutigen Eigentümern Oliver Jungnickel und Anca Grünberger danken wir herzlich für die Möglichkeit der Arbeit an den Inschriften und für die Erlaubnis, diese zu fotografieren und zu publizieren. Die Arbeit an den einzelnen Beiträgen profitierte wesentlich von der Hilfe, Mitarbeit und den Anregungen einer Reihe von Kolleginnen und Kollegen, denen wir zu großem Dank verpflichtet sind: Gerhard Dienes (1953–2020), Barbara Dowlasz, Irmtraud Fischer, Bert Fragner (1941–2021), Harald Friedl, Walter Höflechner, Astrid Hofmann-Wellenhof, Alexandra Marics, Renate Oswald, Karl Peitler, Karlheinz Pirker, Karl Prenner, Chiara Ricci, Claudia Römer und Johannes Schiller. Danken möchten wir aber auch dem Universalmuseum Joanneum für die Realisierung der Ausstellungsprojekte der letzten Jahre und die Publikationserlaubnis für die Prokesch-Osten-Lithographie, der Stichting H401 in Amsterdam für die Genehmigung des Abdrucks des Hainfeld-Gedichts und des Selbstportraits von Gisèle d’Ailly, Johann Praßl vom Museum im Troadkosten für die Publikationserlaubnis der Eisentafel von der Quellpyramide, Erich Renhart und der Sondersammlung der Universitätsbibliothek Graz für die Erlaubnis der Einsichtnahme in die Handschrift der *Erinnerungen* von Joseph von Hammer-Purgstall und die Publikation der relevanten Manuskriptseite, der Stadt Feldbach, im Besonderen Bürgermeister Josef Ober und Stadtamtsdirektor Michael Mehsner, für ihr Interesse und ihre Unterstützung im schwierigen Jahr 2020 sowie mehreren Privatpersonen aus Feldbach und Umgebung, die uns an ihrem Wissen über Schloss Hainfeld teilhaben ließen.

Gerhard Gauster danken wir für das ansprechende Layout und die graphische Gestaltung des Umschlags und Paul Klingenberg und seinem Team von Uni-Press für die professionelle und zügige Drucklegung. Ein besonderes Dankeschön wollen wir abschließend unseren Gattinnen, Luitgard Galter und Maria Pietsch aussprechen, die in der Zeit unserer Arbeit an diesem Werk nicht nur die Dominanz der Wissenschaft, teils augenzwinkernd, akzeptiert haben, sondern uns in unterschiedlichen Phasen auch tatkräftig unterstützten.

Für ihre sorgfältige Lektüre und die Hinweise auf viele kleinere Fehler, die wir ausbessern konnten, danken wir herzlich unseren Kollegen und Freunden Hermann Niedermayr und Marian Katschnig.

Die Herausgeber

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort</i>	5
<i>Inhaltsverzeichnis</i>	7
Hannes D. Galter:	
Der heimatliche Orient. Adalbert Stifter, Anton Prokesch von Osten und Joseph von Hammer-Purgstall. Drei Entwürfe	9
Wolfgang J. Pietsch:	
Joseph von Hammer-Purgstalls klassische Inschriften-Lese: Sein „Inschriftenweg“ in Schloss Hainfeld und Umgebung	49
Hannes D. Galter:	
Die orientalischen Inschriften auf Schloss Hainfeld	103
Wolfgang J. Pietsch:	
Joseph von Hammer-Purgstalls Weg auf den Steinberg	143
Hannes D. Galter:	
Der südoststeirische Diwan. Gedanken über Schloss Hainfeld, die <i>regionale08</i> und kulturelle Zwischenräume	155
Wolfgang J. Pietsch:	
Schloss Hainfeld im Spiegel der Literatur	189
Franz-K. Stanzel (†):	
Die Anglozentrik von Basil Halls „Schloss Hainfeld; or A Winter in Lower Styria“ (1836)	201
Hannes D. Galter:	
Schloss Hainfeld und die Vampire. Die steirischen Wurzeln eines modernen Mythos	217

INHALTSVERZEICHNIS

Anhänge

Joseph von Hammer-Purgstall:	
Wappengedicht in der Schlossbibliothek von Hainfeld	245
Gisèle d'Ailly van Waterschoot van der Gracht:	
When I Was Ten	248
When I Was Ten (übersetzt von Maria Pietsch)	254

Der heimatliche Orient

Adalbert Stifter, Anton Prokesch von Osten
und Joseph von Hammer-Purgstall – drei Entwürfe

Hannes D. Galter

Patria est, ubicumque est bene
Marcus Tullius Cicero,
Tusculanae disputationes 5, 108

Dieser Beitrag ist der Österreichischen Orient-Gesellschaft Hammer-Purgstall gewidmet, die seit ihrer Gründung in Jahr 1956 unter dem Motto „In Österreich daheim – im Orient zu Hause“ erfolgreich den Brückenschlag zwischen Österreich und dem Vorderen Orient gelebt hat und die 2020 unter anderem am Unverständnis der Zeit gescheitert ist.

Heimat und Biedermeier

Die Zeit des Biedermeier zwischen dem Wiener Kongress 1815 und den bürgerlichen Revolutionen 1848 war durch die rigorose Restaurationspolitik Metternichs und die damit einhergehende Entstehung eines repressiven politischen Klimas in Österreichs gekennzeichnet. Denunziationen und Bespitzelungen waren an der Tagesordnung und eine strenge Zensur überwachte das gesamte Schrifttum vom Privatbrief über Zeitungen bis zum wissenschaftlichen Text. Die intellektuellen Kreise reagierten in unterschiedlicher Weise auf diese Situation. Zum einen akzeptierte man die Verhältnisse und arrangierte sich mit ihnen, zum anderen wehrte man sich dagegen und begehrte gegen sie auf.

Der Begriff „Biedermeier“ wurde in den 1850er Jahren von den Schriftstellern Adolph Kussmaul (1822–1902) und Ludwig Eichrodt (1827–1892) geprägt. Sie veröffentlichten unter dem Pseudonym „Gottlieb Biedermaier“ satirische Verse in den Münchner *Fliegenden Blättern*. Die von ihnen erfundene Gestalt des schwäbischen Dorfschullehrers Biedermaier stellte eine Karikatur des kleingeistigen, autoritätshörigen und politisch uninteressierten Bürgertums dar. Den Namen schufen sie aus der Kombination von „Biedermann“ und „Bummelmaier“ –

Namen, die sie in einem satirischen Gedicht Joseph Victor von Scheffels (1826–1886) aus dem Jahr 1848 in den *Fliegenden Blättern* vorfanden.

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war von Kriegen, gesellschaftlichen Umbrüchen und einer zunehmenden Industrialisierung geprägt. Die Menschen antworteten darauf in höchst unterschiedlicher Weise. Teile der Bevölkerung politisierten sich; Intellektuelle wie Johann Wolfgang von Goethe probten die innere Emigration. Für große Kreise des Bürgertums war der Rückzug in überschaubare Räume, ins Private und Häusliche, charakteristisch. Privates Glück und ein harmonisches Leben mit Natur und Kultur zählten mehr als politisches Engagement oder persönlicher Ruhm. Die oft zitierte Stelle aus Grillparzers *Der Traum ein Leben* beschreibt dieses Gefühl eindrücklich: „Eines nur ist Glück hienieden, eins, des Innern stiller Frieden, und die schuldbeFREITE Brust. Und die Größe ist gefährlich, und der Ruhm ein leeres Spiel; was er gibt, sind nicht'ge Schatten, was er nimmt, es ist so viel“ (Grillparzer 1971, 91).

Und Adalbert Stifter antwortete im Herbst 1852 in seiner Vorrede zur Sammlung *Bunte Steine* auf die Kritik Friedrich Hebbels, dass er keinen Sinn für die großen und wichtigen Dinge im Leben habe: „So wie es in der äußeren Natur ist, so ist es auch in der inneren, in der des menschlichen Geschlechtes. Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, BeZwungung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Sterben, halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört, und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind, wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird. [...] Es ist das Gesetz dieser Kräfte, das Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Sitte, das Gesetz, das will, daß jeder geachtet, geehrt, ungefährdet neben dem anderen bestehe, daß er seine höhere menschliche Laufbahn gehen könne, sich Liebe und Bewunderung seiner Mitmenschen erwerbe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Mensch ein Kleinod für alle andern Menschen ist. Dieses Gesetz liegt überall, wo Menschen neben Menschen wohnen, und es zeigt sich, wenn Menschen gegen Menschen wirken“ (Stifter 1959, 9–10). Diese Antwort ist als „Sanftes Gesetz“ zu einem Schlüsseltext des Biedermeiers geworden.

Im Zentrum dieser Biedermeierwelt lag das individuelle Zuhause: das Haus, der Salon, das Wohnzimmer, der Garten. Das kulturelle Leben – Soireen, Lesungen, Konzerte, Bälle – spielte sich größtenteils zu Hause ab. Man gestaltete sich seine persönliche Umgebung nach den eigenen Vorstellungen. Man verschönerte sie, sammelte Objekte mit persönlichem Bezug und stellte diese aus. Auf diese Weise versuchte man, eine möglichst harmonische, ausgeglichene und auf die eigene Person abgestimmte Umgebung zu erhalten. (Frenzel/Frenzel 1982).

In dieser Zeit formte sich auch ein neuer Heimatbegriff, der in seiner räumlich begrenzten, zeitlich rückwärtsgewandten und kulturell bestimmten Dimension lange Zeit Gültigkeit haben sollte (Knorpp 2009). Ursprünglich war „Heimat“ ein nüchterner juristischer Begriff. „Das Heimat“ bezeichnete Jahrhunderte lang lediglich die klar definierte, begrenzte, oft raue Lebens- und Arbeitsumwelt: das Bauernhaus, die Werkstatt, den Laden, mit denen man seinen Lebensunterhalt verdiente und die man weitervererbte. Im Biedermeier erlebte „Heimat“ eine bis dahin noch nicht da gewesene Popularität und gleichzeitig eine Neudefinition, die mit nostalgischen, romantischen und idyllischen Elementen verknüpft wurde. Die rasant fortschreitende Industrialisierung erzeugte eine skeptische und modernitätskritische Gegenbewegung, die die ländliche Idylle als „heile Welt“ romantisierte und als Sehnsuchtsort hochstilisierte. Dies wirkte noch bis zu den Heimatfilmen der 1950er und 1960er Jahre nach.

Als Folge der napoleonischen Kriege wurde Heimat im deutschsprachigen Raum aber nicht nur mit Elternhaus, Herkunft und einer ländlichen Idylle, die es so nie gegeben hatte, verbunden, sondern auch mit starken nationalen Emotionen und einem verstärkten Interesse am eigenen kulturellen Erbe aufgeladen. Im frühen 19. Jahrhundert stieg das Interesse an mündlichen Überlieferungen, lokalen Traditionen und regionaler Volkskultur stark an. Dabei handelte es sich in erster Linie um ein deutschsprachiges Problem, wie Edoardo Costadura und Klaus Ries gezeigt haben. Der romanische Sprachraum z. B. kennt keine begriffliche Entsprechung für einen solchen Heimatbegriff (Costadura/Ries 2016).

Diese Begeisterung für das historische, kulturelle und nationale Erbe brachte am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert Heimatvereine, Heimatgeschichtsvereine und Verschönerungsvereine hervor, die die Heimat zum schützenswerten Objekt erklärten und zu bewahren suchten. Die Tatsache, dass schon die Romantik den Begriff „Heimat“ historisch verklärte und als nationale Wurzel für ein erhofftes Deutsches Reich politisch instrumentalisierte, erleichterte es nachfolgenden

nationalistischen und völkischen Bewegungen, aus dem Sehnsuchtsort einen politischen Kampfbegriff zu machen.

Eine wesentliche Rolle bei der Entstehung des neuen Verständnisses von Heimat spielte die Literatur. Sie bildete die Plattform für die bedeutungstiftenden Diskurse, sie lieferte die notwendigen semantischen Felder und die möglichen Szenarien, die Heimat evozierten (Oesterhelt 2016). Sie setzte den realen politischen Verhältnissen eine idyllische, heile Welt entgegen und erklärte Häuslichkeit und private Entfaltung zum höchsten Gut. Dies bewirkte aber auch einen verstärkten Reflexionsprozess über das eigene Leben und den eigenen Standort. Dieser Reflexionsprozess, der vor allem in der Literatur der Zeit zwischen dem Wiener Kongress und den Märzrevolutionen 1848 einsetzte, verstand Heimat unter anderem auch als metaphysische Größe, die es zu definieren und auszuloten galt (Costadura/Ries 2016).

Wie aber reagierten Intellektuelle mit einem mehr oder weniger starken Orientbezug auf diese Situation? Orientreisen begannen populär zu werden und veröffentlichte Berichte über solche Reisen stießen auf breites Interesse (Galter 1999a). Johann Wolfgang von Goethe beschreibt im ersten Gedicht seines *West-östlichen Divans* seinen geistigen Rückzug aus dem kriegsgebeutelten Europa in die „reine“ und „paradiesische“ Welt des Orients als „Hegire“ oder „Flucht“: „Nord und West und Süd zersplittern, / Throne bersten, Reiche zittern, / Flüchte du, im reinen Osten / Patriarchenluft zu kosten“ (Goethe 1988, 9). Das Fluchtmotiv hatte Goethe der 114. Sure des Korans entnommen, die ihm zufällig im Oktober 1813 in die Hände fiel und die mit den Worten beginnt: „fliehen will ich zum Herrn der Menschen“ Goethe flüchtet vor den Kriegswirren und vor der intellektuellen Verwirrtheit, die die Französische Revolution und das anschließende Kaiserreich Napoleons in Europa hinterlassen hatten, in eine Region, wo anscheinend alles echt, rein und einfach war. (Mommsen 1988, 87). Goethe selbst hatte dazu 1811 im vierten Buch von *Dichtung und Wahrheit* geschrieben: „Wenn eine stets geschäftige Einbildungskraft, [...] mich bald da-, bald dorthin führte, wenn das Gemisch von Fabel und Geschichte, Mythologie und Religion mich zu verwirren drohte, so flüchtete ich gerne nach jenen morgenländischen Gegenden, ich versenkte mich in die ersten Bücher Mosis und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft“ (Mommsen 2001, 130). Die Flucht aus den Wirren der Zeit in die geistige Welt des Ostens empfand Goethe als Akt der Erhebung, als Aufstieg auf eine höhere Ebene. Baruch de Spinoza, der Philosoph, den er sehr verehrte, hatte geschrieben: „Dem

freien Menschen wird daher die Flucht zur rechten Zeit als ebenso große Beherztheit angerechnet als der Kampf“ (Mommsen 2001, 121–123).

Goethe sah sich dabei gleichzeitig als Reisender, der sich aufmerksam und offen der fremden Kultur nähert, und als Handelsmann, der den Europäern den Orient gefällig und angenehm präsentiert (Bosse 1999).

Andere griffen die Idee einer individuellen Gestaltung der persönlichen Umwelt literarisch oder real auf und schufen sich so einen „heimatlichen Orient“. Drei verschiedene Entwürfe sollen im Folgenden vorgestellt werden.

Adalbert Stifter

Dieser Teil basiert im Wesentlichen auf einer Untersuchung der Münchner Germanistin Eva Esslinger aus dem Jahr 2014. Adalbert Stifter (1805–1868) ist in erster Linie als Schriftsteller bekannt, der in seiner Biografie (Becher 2017) wie auch in seinen Texten durch eine regionale Begrenztheit auffällt (Abb. 1). Er wurde in Oberplan/*Horní Planá* im Böhmerwald als Sohn eines Leinenwebers und Flachshändlers geboren. Seine Schulzeit verbrachte er im Benediktinerstift in Kremsmünster. Danach studierte er in Wien Jus, Mathematik sowie Naturwissenschaften, ohne jedoch einen Abschluss zu erlangen. Grund dafür dürfte eine unglückliche Beziehung zu der Kaufmannstochter Fanny Greipl gewesen sein, die ihn in heftige Depressionen stürzte. Der Abbruch seines Studiums führte schließlich zur endgültigen Trennung von seiner Jugendliebe. 1837 heiratete er Amalia Mohaupt, die Tochter eines pensionierten Fähnrichs aus ärmlichen Verhältnissen (Mayer 2001, 9–23). Seit



Abb. 1: Ferdinand Georg Waldmüller: Adalbert Stifter (1830) (https://commons.wikimedia.org/wiki/Adalbert_Stifter#/media/File:Ferdinand_Georg_Waldmüller_-_Bildnis_Adalbert_Stifter.png).

seiner Studienzeit betätigte sich Stifter auch als Maler und – anfangs unter einem Pseudonym – als Schriftsteller. Seinen Lebensunterhalt verdiente er als Hauslehrer bei reichen Wiener Familien. Unter diesen befand sich auch die des Fürsten Metternich. Die Unruhen des Revolutionsjahres 1848 veranlassten Stifter, Wien zu verlassen und nach Linz zu übersiedeln, wo er ab 1850 als Landesschulinspektor für Volksschulen tätig war. Er engagierte sich auch für Kultur, wurde 1853 zum Landeskonservator für Denkmalpflege ernannt und begründete die oberösterreichische Landesgalerie. Ab 1840 hatte Stifter begonnen, Erzählungen in Zeitschriften und Almanachen zu veröffentlichen, doch erst im folgenden Jahrzehnt erschienen seine großen Werke – die Erzählungssammlung *Bunte Steine* (1853) und der Roman *Nachsommer* (1857).

Die 1860er Jahre waren bereits zunehmend von Stifters Krankheit, vermutlich Leberzirrhose, hervorgerufen durch übermäßiges Essen und Trinken, gekennzeichnet. Er starb am 28. Januar 1868 an einer Schnittwunde am Hals, die er sich zwei Tage davor mit dem Rasiermesser zugefügt hatte – ob versehentlich oder absichtlich, wird bis heute diskutiert. Er wurde auf dem St. Barbara-Friedhof in Linz beigesetzt.

Stifter gilt als typischer Heimatdichter des Biedermeier. Er kam nie über einen sehr engen Lebensraum hinaus. Zwischen seinem Geburtshaus in Oberplan und seinem Wohn- und Sterbehaus in Linz liegen nur achtzig Kilometer. Das gilt auch für viele der von ihm geschaffenen Charaktere. Viele seiner Figuren leben auf dem Land, sie haben sich vorübergehend oder endgültig aus dem Weltgeschehen zurückgezogen und sind somit Idealbeispiele für das Lebensgefühl des Biedermeier. Dies gilt in besonderem Maße für Felix, den Protagonisten der Erzählung *Das Haidedorf*. Dieser frühe Text, an dem Stifter seit 1838 gearbeitet hatte (Mayer 2001, 36–40), erschien erstmals 1840 in sechs Fortsetzungen in der *Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode* (Stifter 1978). Er wurde 1843 für die Buchausgabe der *Studien* noch einmal umgearbeitet (Stifter 1980).

Der Hirtenjunge Felix verbringt seine Kindheit auf einem Dorf fern der Stadt. Auf der Heide, einer kargen Gegend mit spärlichem Bewuchs, hütet er die Schafe und Ziegen seiner Familie. Dort erschafft er sich, aufbauend auf den biblischen Erzählungen seiner Großmutter, ein orientalisches Phantasiereich, in dem er zu einem zweiten König David wird. Er predigt seinem aus tausenden Tierchen bestehenden Volk „Buße und Bekehrung“, befiehlt den Bau von Babylon und verkündet die Eroberung des babylonischen Reichs durch Kyros den Großen:

„Oder er baute Babylon, eine furchtbare und weitläufige Stadt – er baute sie aus den kleinen Steinen des Roßberges, und verkündete den Heuschrecken und Käfern, daß hier ein gewaltiges Reich entstehe, das niemand überwinden kann, als Cyrus, der morgen oder übermorgen kommen werde, den gottlosen König Belsazar zu züchtigen, wie es ja Daniel längst vorher gesagt hat. Oder er grub den Jordan ab, das ist den Bach, der von der Quelle floß, und leitete ihn anderer Wege – oder er tat das alles nicht, sondern entschlief auf der offenen Fläche und ließ über sich einen bunten Teppich der Träume weben“ (Stifter 1959b, 176–177).

Eines Tages verlässt Felix die Heide, um für mehrere Jahre in die Welt zu ziehen. Seine Reise führt ihn durch den Orient, insbesondere ins Heilige Land und nach Ägypten. Als er nach Jahren als Erwachsener in das Dorf zurückkehrt, erkennt ihn niemand außer seiner Mutter. Er bleibt ein unverstandener Fremdkörper, obwohl man ihm mit Respekt begegnet. In einer Zeit der großen Dürre hilft er dem Dorf durch seine in der Fremde erworbenen wissenschaftlichen Kenntnisse und seine Kontakte in der Hauptstadt.

Am Ende der Erstfassung wird der Orientfahrer Felix als berühmter Schriftsteller entlarvt, der „orientalische Perlen“ gedichtet hat, und vom König geehrt: „Er ist auf eurer Haide und in den Wüsten des Morgenlandes ein großer Dichter geworden, einer der ist wie die Seher der Alten“ (Stifter 1978, 188). Damit hat er das verwirklicht, was ihm seine Großmutter empfohlen hatte. In der überarbeiteten Fassung wurde diese Passage weggelassen. Hier zieht sich Felix melancholisch in die Heide zurück. „Er suchte die Wüsten und die Einöden des Orients, nicht brütend, nicht trauernd, sondern einsam, ruhig, heiter, dichtend. – Und so trug ihn dieses sanfte, stille Meer zurück in die Einsamkeit und auf die Haide seiner Kindheit“ (Stifter 1959b, 196). Er baut dort ein großes „steinernes Haus“ für seine Familie, muss aber erfahren, dass ihm seine große Liebe den Rücken kehrt. Der Grund dafür sei seine Rückkehr in die Heide, in seine selbstgewählte literarisch-orientalische Heimat.

Die Erzählung weist starke autobiographische Züge auf – die geschichtenreiche Großmutter, der Weg in die Großstadt, die verlorene Liebe, die literarische Fiktion als glückbringender Gegenentwurf zur Lebensrealität – und kann daher als Spiegelbild Stifters gesehen werden. Sie beschreibt den Weg des Protagonisten von der Heimat in die Fremde, in den Orient, und zurück in die Heimat und zu sich selbst.

Doch diese Orientreise wird im Gegensatz zu anderen vergleichbaren Werken nicht geschildert, sondern nur in kargen Nebensätzen erwähnt. Der Orient bleibt

eine Leerstelle in der Erzählung (Eßlinger 2014, 209). Er wird dem Zeitgeist entsprechend (Galter 2019, 145–147) zwar als Ursprungsort von Religion und Poesie angesehen, nimmt aber nie konkrete Gestalt an. Andrea Polaschegg (2005, 64–65) hat ihn als „Meta-Kulturraum“ bezeichnet, der gedanklich den gesamten Osten, vom Balkan bis nach Japan und China umfasste. Durch das Weglassen der Reisebeschreibung dekodiert Stifter ihn als leeren Mythos, als Antiorient, dem er den eigentlichen, den heimatlichen Orient aus der Kindheit des Protagonisten gegenüberstellt (Eßlinger 2017). Die Fantasie des Jungen, der sich in der Heide seinen Orient erträumte, der die Heide zu den Steppen und Wüsten Vorderasiens, einen Bach zum Jordan und einen Steinhügel zu Jerusalem werden ließ, übt eine derartige Strahlkraft aus, dass sich der Erwachsene ihr auch nach Jahren nicht entziehen kann und die ursprünglich willkürliche Identifizierung nach seiner Rückkehr bewusst bestätigt (Eßlinger 2014, 225–227). Felix wendet sich von der Welt und der Metropole ab und kehrt in die selbstgewählte innere und äußere Einsamkeit der Heide zurück, obwohl er dies mit persönlichem Unglück bezahlt. Die von ihm gesuchte geistige Heimat findet er nicht in Vorderasien, sondern in der mit fantasievollen Zusätzen „orientalisierten“ österreichischen Provinz. Heimat und Orient werden eins. Eßlinger spricht von einer „Verheimatung des Orients“ (Eßlinger 2014, 232).

Sie erkennt in zahlreichen Texten Stifters eine „morgenländische Spur“, die sich durch sie hindurchzieht und die in Einklang mit der beginnenden Orientwissenschaft und ihrem Einfluss auf die europäische Gesellschaft steht (Eßlinger 2014, 200). Stifters Orient ist ein Orient der Reisenden, der Feldherren und Diplomaten, so wie er sich in den Schriften der frühen Wiener Orientalisten auftat (Galter 2019). Wien war damals, wie es Hugo von Hofmannsthal in einem Brief ausdrückte, die „*porta Orientis* auch für jenen geheimnisvollen Orient, das Reich des Unbewußten“ (Hofmannsthal 1979, 195). Stifter war durch seinen Freundeskreis in Wien mit einer Reihe von Diplomaten und Orientalisten bekannt. Der aus einer Diplomatenfamilie stammende Josef von Colloredo-Mannsfeld war ein Jugendfreund Stifters und Ignaz von Brenner hatte Stifter als Hauslehrer engagiert. Im Salon der Fürstin Maria Anna von Schwarzenberg, wo Stifter regelmäßig als Vorleser auftrat, lernte er Joseph von Hammer-Purgstall und Anton Prokesch von Osten kennen (Eßlinger 2014, 214–216). Prokesch referierte dort immer wieder über die Geschichte und Kultur des Orients und verteilte Erde aus Jerusalem oder Wasser aus dem Jordan als Souvenirs (Bertsch 2005, 223). Auch Stifters Felix träumt davon, den Jordan abzugraben, und bringt später Erde und getrocknete Blumen als Reiseandenken mit (Stifter 1959b, 193). Wie Stifter publizierten auch Anton Prokesch von Osten

und Joseph von Hammer-Purgstall in der *Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode*. Beide entwickelten eigene, unterschiedliche Vorstellungen von einem „heimatlichen Orient“.

Anton Prokesch von Osten

Anton Prokesch (Abb. 2) kam am 10. Dezember 1795 in Graz zur Welt. Er erhielt seine erste Ausbildung am Grazer Lyzeum und begann mit einem Jusstudium. Aber bereits nach einem Jahr Universität entschloss er sich für die Militärlaufbahn. Er diente als Freiwilliger im Krieg gegen Napoleon und machte als Offizier Karriere.

Er hatte sich – wohl auch um über den Verlust seiner Jugendliebe Marie Koschak hinwegzukommen – 1823 zur Marine versetzen lassen und war im folgenden Jahr, am 13. August 1824, in die Ägäis aufgebrochen. Anfangs empfand er sich als heimatloser Wanderer, der nirgendwo zu Hause ist. Diese Stimmung hielt er 1824 in einem Vers der Sammlung *Wanderung* fest: „Wiegt mich ein ihr sanften Wellen, / Tragt mich fort, ihr flügelschnellen, / Die ihr mit den Segeln spielt, / Abendlüfte, lau und mild, – / Fort, bis aller Welt entnommen / Jedes Erdenlicht verglommen, / Nur ihr heilig Bild allein / Vor mir flammt in Zauberschein!“ (Prokesch von Osten 1844b, 75, Nr.10).

Doch mit diesem Aufbruch begann auch eine höchst erfolgreiche Karriere als Diplomat und militärischer Berichterstatter. Prokesch war von der Andersartigkeit des Vorderen Orients, von den Landschaften und dem Licht, aber auch



Abb. 2: Anton Freiherr von Prokesch-Osten, Lithographie von Joseph Kriehuber, 1847, UMJ, Neue Galerie Graz, Inv.-Nr. II 016964 (Foto: UMJ/N. Lackner).

von den Menschen und ihren fremden Sitten und Gebräuchen fasziniert. Er betrat die orientalische Welt mit Neugier, offenen Augen und einem aufnahmebereiten Geist. Die fremden Eindrücke gaben ihm neue Kraft, neuen Lebensmut und neue Erkenntnisse, wie er im April 1829 im Gedicht *Gebirg von Juda* festhält: „Seit ich ein früher Wanderer bin / Durch's sonnenhelle Land, / Wohnt Zuversicht in meinem Sinn / Und Kraft in meiner Hand. / Seit ich ein Fremdling in das Zelt / Des Beduinen trat, / Begreif ich endlich, was die Welt / An Werth und Wahrheit hat! ...“ (Prokesch von Osten 1844b, 236; Prokesch von Osten, 1956, 14–17).

Wenige Monate später, am 22. September 1829, teilte der Schriftsteller Julius Schneller Prokesch in einem Brief den Text von Schuberts Lied *Der Wanderer* (D 489 – Op 4/1) mit, die 1821 veröffentlichte Vertonung eines Gedichts von Georg Friedrich Schmidt von Lübeck, die zu einem Leitmotiv romantischer Sehnsucht werden sollte (Münch 1834, 350–355). Dieses erinnere ihn, wie er schreibt, an Prokesch. In dem Lied finden sich aufschlussreiche Zeilen wie „ich bin ein Fremdling überall“ oder „dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück“. Schneller veränderte in seinem Brief aber – bewusst oder unbewusst – die Schlusszeile in „dort, wo du bist, dort ist das Glück“. Prokesch schrieb am 30. Oktober von Bumabat am Nil aus seinem Förderer zurück. In dem Brief dankt er Schneller für seine Briefe, die ihm „den Ausblick in eine Landschaft, die der Heimath gleichsieht“ öffnen, um gleich darauf zu vermerken: „ich bewohne eine andere“. (Münch 1834, 355–361). Er fügte in den Brief seinerseits das Gedicht *Bei Nazareth* ein, das er ebenfalls im April 1829 in Palästina niedergeschrieben hatte (Prokesch von Osten 1844b, 234–235), ersetzt dabei aber die dritte Person der ursprünglichen Dichtung durch die erste Person. Im Brief lautet der Schluss: „So weit das Meer die Küste schlägt, / so weit mein starker Gaul mich trägt, / ist nichts, was ich erstreben will, / und nur das Wandern ist mein Ziel“ (Münch 1834, 361). Prokesch beschwört in dem Gedicht erneut das Bild des ruhe- und heimatlosen Wanderers, lässt aber im Brieftext gleichzeitig durchblicken, im Begriff zu sein, eine neue Heimat zu finden.

Die folgenden Jahre verbrachte Prokesch ununterbrochen auf Reisen. Seine Missionen führten ihn nach Kleinasien, Palästina und Ägypten, wo er die politisch-militärische Entwicklung der Auseinandersetzungen zwischen Mehmed Ali und Mahmud II. beobachtete. Die Zeit zwischen 1824 und 1830, die er zwischen Nubien und Griechenland reisend verbrachte, war wohl auch die literarisch ergebnisreichste seines Lebens. Er hielt die Eindrücke, Gedanken und Erfahrungen, die er unterwegs gesammelt hatte, in mehreren Reiseberichten fest: in den drei Bänden seiner *Erinnerungen aus Egypten und Kleinasien* (1829–1831), die 1836–1837

noch einmal unter dem Titel *Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient* herauskamen, in der *Reise ins Heilige Land* (1831) und in *Das Land zwischen den Katarakten des Nil* (1831). Geschichte und Gegenwart waren ihm dabei gleichermaßen wichtig. Er befasste sich mit Archäologie und Altertümern genauso wie mit den landwirtschaftlichen Reformen Mehmed Alis in Ägypten oder dem griechischen Unabhängigkeitskrieg (Pfligersdorffer 2001). Er war davon überzeugt, dass Europa durch den Kontakt mit den Kulturen des Mittelmeerraumes viel über Geschichte, Religion und das Zusammenleben der Völker lernen könnte.

Anfang des Jahres 1830 kehrte Prokesch nach Wien zurück. Alexander von Warsberg schreibt 1876 in seinem Nachruf auf Prokesch: „Am 20. Januar des Jahres 1830 landete Prokesch in Triest. Es fror ihn beim Wiederbetreten der Heimath. Ganz warm ist ihm dort nie wieder geworden. Er war ihr fremd, der Fremde heimisch geworden. Sein Herz hing am Orient und seinen Völkern, und jede Liebe, jeden Glauben, den man sich erworben, hegt man eifriger als den nur mitgebornen. Man hat eben dort von seinem Eignen mit dazu gethan“ (Warsberg 1876, 5465).

Prokeschs selbstgewählte Heimat waren die Levante und der Orient, die er zwischen 1824 und 1830 kennengelernt hatte. Martina Lučić unterscheidet in Bezug auf den Orientdiskurs des Habsburgerreiches zwischen dem „fernen“ exotischen Orient des Osmanischen Reiches und dem „heimatnahen“ Orient des Balkans (Lučić 2019, 268). Nach der Beschäftigung mit den Reiseberichten Prokeschs kommt sie allerdings zu dem Schluss, dass diese Unterscheidung für Prokesch nicht galt, da er die Welt um das östliche Mittelmeer als eine Einheit mit dem Zentrum in Jerusalem betrachtete (Lučić 2019, 277). Prokesch definierte seinen „heimatlichen Orient“ nicht politisch-geografisch. Ganz im Sinne Ciceros betrachtete er ihn als jenen Lebensraum, der ihm persönlich nahestand, und der eigentlich überall sein konnte. Im Februar 1827 fasste er diese Einstellung in dem Gedicht *Heimath* zusammen, das er in Ibrim am Nil schrieb und an ein nicht genanntes weibliches Du richtete:

„Ich weiß nicht, wo die Heimath ist, / Doch ist sie nicht, wo Du nicht bist. / An Vaterhand, an Mutterbrust, / Im Arm der Unschuld und der Lust

Würd' ich mich ohne Dich nicht freu'n, / Nicht in dem Schooß der Heimath sein. / Der Krieger liegt auf blut'gem Feld / Und schlägt sich dort das Heimathzelt; / Der Seemann treibt durch Noth und Graus / Von Welt zu Welt sein keckes Haus; / Dem Sohn der Wüste ist die Erd', / So weit er reichet, Haus und Herd.

In Krieg, in See, im heißen Sand, / Ach! wärest Du an meiner Hand! / Ich früg' nicht, wo die Heimath ist. / Was kann dort nicht sein, wo Du bist! / Und lägst Du tief im kühlen Grab, / Wär' dort mein Haus, mein Herd, mein Hab'." (Prokesch-Osten 1844b, 222–223).

Mit Ausnahme eines kurzen Ägyptenaufenthalts 1833 verbrachte Prokesch die folgenden Jahre in Österreich. Er pflegte gesellschaftliche Kontakte, hielt Vorträge und verteilte Erde aus Jerusalem und Wasser aus dem Jordan als Gastgeschenke (Bertsch 2005, 223). Auch Erzherzogin Sophie erhielt ein Fläschchen Jordanwasser zur Taufe des späteren Kaisers Franz Joseph. Er wurde in den Wiener Salons als Held gefeiert, Joseph von Hammer-Purgstall vermerkte in seinen Erinnerungen neidisch, dass Prokesch der „Löwe des Tages“ gewesen sei (Hammer-Purgstall 2018, 1628). Prokesch fesselte als begnadeter Erzähler seine Zuhörer mit seinen Reisegeschichten und Gedichten. Hans Christian Andersen vermerkte über einen Gedichtvortrag „während er vorlas, war mir, als jagte ich selbst in den steilen Bergen“ (Pfligersdorffer 1978, 35).

In Wien traf Prokesch 1830 seine zukünftige Frau, die 19jährige Pianistin Irene von Kiesewetter bei einem Konzert im Haus ihrer Eltern, bei dem sie eine Beethoven-Sonate spielte. Die beiden heirateten zwei Jahre später, kurz vor der Abreise nach Athen. 1830 erfolgte auch Prokeschs Erhebung in den Ritterstand mit dem Prädikat *von Osten*, das er sich selbst erbeten hatte. Dies deutet bereits auf die Problematik seiner kulturellen Standortbestimmung hin. Einerseits war er ein gefeierter Offizier, Diplomat und Orientreisender, der sich Österreich und dem Kaiserhaus verpflichtet fühlte. Er schrieb rund 80 Geheimdienstberichte für Metternich und konferierte mit Kaiser Franz I. und Erzherzog Johann über die orientalischen Verhältnisse (Bernard 2008). Auf der anderen Seite wurde er in Österreich nie wirklich heimisch.

In einem Gespräch mit Alexander von Warsberg meinte Prokesch 1860, er habe sich in seiner Jugend sehr schwach gefühlt: „Erst im Orient habe ich die Kraft wiedergefunden, und seitdem blieb ich in der Stimmung, daß ich das Leben immer wieder von vorn beginnen würde“ (Warsberg 1876, 5465).

Diese Lebenskraft fürchtete er in Graz und Wien wieder zu verlieren, und als er 1834 mit Irene nach Griechenland aufbrach, empfand er dies fast als Erlösung. Er blieb vierzehn Jahre, bis 1849, in Athen, als erster österreichischer Gesandter am Hof König Ottos. Er liebte das Land, seine Geschichte und seine Bevölkerung. Alexander von Warsberg bezeichnet die Jahre in Griechenland als „die ruhigste

und sorgenloseste Epoche seines Lebens" (Warsberg 1876, 5466). Es folgten Stationen in Berlin und Frankfurt am Main, bevor er von 1855 bis 1871 erst Internuntius und später österreichischer Botschafter in Konstantinopel wurde.



Abb. 3: Das Palais Prokesch-Osten in Graz (Foto: Galter 2021).

Als er 1872 mit 76 Jahren aus Konstantinopel nach Graz zurückkehrte, war ihm Österreich noch fremder geworden. Er hatte bereits 1859 ein Palais in der Elisabethstraße 38 (Abb. 3) erworben und es nach Plänen des Ringstraßenarchitekten Theophil von Hansen umbauen lassen. Obwohl es seine Gattin gemütlich eingerichtet und mit Erinnerungsstücken seiner Reisen ausgestattet hatte, wurde er dort nie richtig sesshaft: „Sonst, wenn er nur für wenige Wochen, meistens sogar nur für Tage von Konstantinopel auf Urlaub in die Heimath kam, fand er in dieser Wohnung in Graz einen selten heiteren und künstlerisch belebten Kreis um seine Gemahlin versammelt.

Stockhausen sang dort die Müllerlieder, die Schubert'sche Winterreise, und schöner als er dies je in einem seiner glänzendsten Concerte that. Und die Abende, da Holtei vor dem alten Philhellenen und Soldaten der Napoleonskriege das Immermann'sche Trauerspiel von Tirol und die Goethe'sche Iphigenie, den Tasso und Coriolan las, begeisterter noch als er es bei jeder seiner Vorstellungen war

durch das schwarze Feuerauge seines berühmten Zuhörers, wird jeder von uns Überlebenden zu den schönsten und bildsamsten Stunden seiner Erziehung rechnen“ (Lohberger 1976, 180).

Am seltensten weilte Prokesch in seinen letzten Jahren in Graz. Nachdem Irene noch 1872 verstorben war, hielt ihn dort nichts mehr. Er unternahm lange Kunstreisen durch Europa und Nordafrika. Zwischendurch hielt er sich bei seinen Kindern in Oberösterreich und Kärnten auf. Er starb – kurz vor Antritt einer neuen Reise – am 26. Oktober 1876 im Hotel Matschakerhof in Wien und wurde auf dem St. Leonhard-Friedhof in Graz bestattet: in einem Mausoleum, das ebenfalls nach Plänen Theophil von Hansen erbaut wurde, und das bewusst mediterran-levantinische Stilmittel aufgreift (Abb. 4).

Bereits 1827 beschrieb Prokesch in einem Text seine Wunschvorstellung von einem Eigenheim (Prokesch von Osten 1844a). Es sollte in der Steiermark liegen, abseits der Lästigkeiten von Graz und mit Ausblicken auf Hügel, Wald und Gewässer. Das Arbeitszimmer sollte steirisch ausgestattet sein mit Bücherwänden, Arbeitsgeräten und Altertümern, der Empfangsraum wäre hell und deutsch eingerichtet und das Schlafzimmer wiese zahlreiche Gemälde und Kunstwerke sowie Büsten von Schiller und Goethe auf. Die Bibliothek hingegen wäre Venedig gewidmet und würde in



Abb. 4: Das Mausoleum Anton Prokesch von Ostens in Graz (Foto: Galter 2009).

gotisch-byzantinischem Mischstil ein Gefühl von Ernst und „schwelgerischer Bequemlichkeit“ vermitteln. Der Speisesaal schließlich müsste „durch Leichtigkeit, Einfachheit, Licht“ einen auffallenden Gegensatz bilden und den Orient verraten. Die Wände wären mit Bildern Griechenlands geschmückt. Eine säulengetragene Vorhalle mit einem Marmorbrunnen und Arabesken und Diwanen an den Wänden öffnete sich zum Garten hin. Dieser bestünde aus einem Zypressenwäldchen und einem Teich, bei dem sich ein türkischer Kiosk und ein überkuppeltes Bad befänden. Am Ende des Gartens würde sich ein Mausoleum befinden, das ganz in

ägyptischem Stil mit Obelisken, Sphingen und einer geflügelten Sonnenscheibe geschmückt wäre.

Diesen Traum von einer Heimat, die in der Steiermark ein Abbild seines Reiselebens und zumindest zu einem Teil orientalisch geprägt sei, konnte Prokesch nur literarisch festhalten. Joseph von Hammer-Purgstall hingegen versuchte, diesen Traum in Hainfeld zu verwirklichen.

Joseph von Hammer-Purgstall

Joseph von Hammer (Abb. 5) wurde 1774 als ältestes von zehn Kindern eines Guberniumsbeamten in Graz geboren. Sein Vater stammte aus kleinen Verhältnissen und war durch Fleiß und Pflichtbewusstsein im öffentlichen Dienst aufgestiegen. Der Sohn wurde 1788 in die 1754 unter Maria Theresia gegründete Orientalische Akademie in Wien aufgenommen, an der die Schüler für den diplomatischen Dienst an der Hohen Pforte in Konstantinopel ausgebildet wurden.

Nach einer kurzen Episode als Dolmetscher in Konstantinopel wurde er 1801 nach Ägypten entsandt und nahm an den Verhandlungen zwischen Osmanen, Engländern und Franzosen teil, die den Ägyptenfeldzug Napoleons beendeten. Danach arbeitete Hammer als Legationssekretär in Konstantinopel und als Generalkonsul in Jassy in der Moldau (heute Iași in Rumänien). 1807 beorderte man ihn nach Wien zurück. Den Orient sollte er nie mehr betreten.

Hammers Beamtenlaufbahn in Wien verlief ohne große Höhepunkte. 1811 wurde er zum Hofdolmetsch ernannt und durfte 1819 die persische Gesandtschaft, die auf dem Weg nach London in Wien Station machte, diplomatisch betreuen.



Abb. 5: Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall, Kupferstich von Tommaso Benedetti nach einem Entwurf von Thomas Lawrence (1857) (Privatbesitz).

Damit hatte er die Spitze seiner Karriereleiter erreicht. Meinungsverschiedenheiten mit Fürst Metternich machten eine weitere diplomatische Karriere unmöglich (Galter 2019).

Dafür begann seine unglaubliche wissenschaftliche Schaffensperiode, die über 700 Publikationen, davon 69 Bücher, zahllose Aufsätze, Übersetzungen in und aus orientalischen Sprachen sowie eigene literarische Werke hervorbrachte. Seine wissenschaftlichen Arbeiten umfassten historische Schriften, philologische und literaturhistorische Arbeiten sowie staatsrechtliche und kulturhistorische Werke. Seine zehnbändige *Geschichte des osmanischen Reiches*, 1833 erschienen, ist und bleibt ein Standardwerk, das auch ins Türkische übersetzt wurde und bis heute verlegt wird.

Es waren vor allem Hammers Übersetzungen, die einen Brückenschlag zwischen den Kulturen bewirkten. Er übersetzte aus dem Arabischen, dem Persischen und dem Türkischen in unterschiedliche europäische Sprachen, so die Erzählungssammlung *Tausendundeine Nacht* ins Französische, ein Manuskript Ahmed Ibn Wahschiyas ins Englische, die Gedichte Mutanabbis sowie den Diwan des Hafis ins Deutsche. Im Gegenzug legte er 1831 eine persische Übersetzung der Betrachtungen des römischen Kaisers und Philosophen Marc Aurel vor.

1808 traf er den polnischen Grafen Wenzeslaus Rzewuski (1765–1832), der zum Mäzen der frühen Wiener Orientalistik werden sollte. Hammer legte ihm auf einem Spazierritt sein Projekt einer Fachzeitschrift für orientalische Themen nahe. Darin sollten Beiträge in allen europäischen Kultursprachen aber auch in orientalischen Sprachen und Schriften abgedruckt werden können. Es gelang ihm, den Grafen zu begeistern, und am 6. Januar 1809 wurden die *Fundgruben des Orients* aus der Taufe gehoben (Galter 2008).

Die Zeitschrift war ein Kind der Aufklärung: objektiv, unabhängig und theologisch unbeeinflusst sollte sie neue Entdeckungen vorstellen, zur Erhellung der Wissenschaften beitragen und Morgen- und Abendland literarisch verbinden. „Alles was im Orient auf den Occident und im Occident auf den Orient hinblickt, soll sich hier begegnen“, schrieb Hammer auf Seite III des ersten Bandes. Die *Fundgruben des Orients* bestanden von 1809 bis 1818 und dienten in erster Linie der Veröffentlichung arabischer, türkischer, persischer und kurdischer Literatur. Dazu kamen Arbeiten zur arabisch-islamischen Welt und zu den Kulturen der Osmanen, Juden, Perser, Inder und Chinesen. Die *Fundgruben* bewirkten einen enormen Aufschwung der Orientwissenschaften in Europa. Sie trugen zur Formung eines internationalen Netzwerks an Forschern aus ihrem Umfeld bei, verschafften

Hammer internationalen Ruf und führten darüber hinaus zu einem Popularitätsschub der jungen Wissenschaft.

Hammer selbst förderte dieses Netzwerk über seine beispiellose Korrespondenz. Als unermüdlicher Briefschreiber stand er mit Literaten, Wissenschaftlern und Verlegern in der ganzen Welt in Kontakt und diskutierte die unterschiedlichsten Themen. Über 30 gelehrte Einrichtungen verliehen ihm Ehrenurkunden oder Mitgliedschaften.

Hammers Privatleben verlief ruhig und glücklich. 1816 heiratete er 42jährig die erheblich jüngere Caroline von Henikstein aus einer wohlhabenden jüdischen Bankiersfamilie. Sie schenkte ihm im Laufe ihrer Ehe fünf Kinder. Hammer verbrachte wenig Zeit mit seiner Familie. Als Caroline bereits 1844 an einem Herzleiden starb, bereute er es sehr, seinen Arbeiten mehr Zeit als seiner Frau gewidmet zu haben.

Als Johanna Anna von Purgstall am 23. März 1835 als letztes Mitglied der Grafenfamilie Purgstall starb, erbte er den Familienbesitz in der Südoststeiermark unter der Auflage, den Namen Purgstall weiterzuführen, und wurde so zum Herrn auf Schloss Hainfeld.

Hammers letzter wichtiger Impuls war die Gründung der Akademie der Wissenschaften in Wien. Nach jahrelangen erfolglosen Bemühungen kam es 1847 endlich zum Durchbruch. Am 14. Mai wurde die *Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien* durch ein Patent Kaiser Ferdinands ins Leben gerufen und im Juni wählte man Hammer zum ersten Präsidenten. Seine eigenwillige und oft die äußere Form missachtende Art führte allerdings immer wieder zu Konflikten mit den anderen Präsidiumsmitgliedern. Schon nach zwei Jahren sah er sich gezwungen, sein Präsidentenamt niederzulegen (Galter 2009). Hammer starb am 23. November 1856 in Wien und wurde auf dem Friedhof von Weidling bei Klosterneuburg beigesetzt.

Hammers Orientbild war historisch-verklärend. Für ihn lag die Blüte orientalischer Kultur lange zurück. Sie hatte aber ihre Spuren in der Literatur hinterlassen. Diese galt es dem Europa der Gegenwart zugänglich zu machen. Hammer lieferte das literarische und wissenschaftliche Material, auf dem das romantische Bild des deutschen Orientalismus aufbauen konnte. Damit bereitete er, gemeinsam mit anderen, das theoretische Fundament für jene eurozentrische Auseinandersetzung mit den Kulturen des Vorderen Orients, die die islamisch-orientalische Welt lediglich auf ihre Bedeutung für unsere westliche Zivilisation, auf das „orientalische